

Ein Edelmarder

Roman
von Egbert Carlsjen

(Z. Fortsetzung.)

3. Eine alte Bekanntschaft.

Das Logis, welches Herr v. Martens im „Preussischen Hof“ gewählt hatte, bestand aus einem geräumigen Schlafzimmer und einem freundlichen Salon, welcher so beaglich eingerichtet war, wie das bei einem Hotelraum überhaupt möglich ist. Ein klein gemusterter Brüsseler Teppich bedeckte den Boden, einige mehr oder weniger gelungene Delbilder in breiten Goldrahmen zierten die Wände. Vor den breiten Flügelstüren fielen Portieren von blauem Damast in schweren Falten herab, bequeme Sophas und Fauteuils von derselben Farbe und Marmorplatte mit geschliffenem Holzwerk bildeten das Ameublement. An einem der drei Fenster hatte es sich Herr v. Martens bequem gemacht und schlürfte seine zweite Tasse Kaffee zu einer guten Havana-Cigarre. Er war eifrig mit der Lektüre eines dicken Buches beschäftigt. Dasselbe war wiederum der Adress-Kalender.

Seute Morgen beim hellen Tageslicht sind wir besser im Stande, seine Herrn v. Martens, als gestern bei Herrn v. Plehnenbach in der Dämmerung des hereinbrechenden Abends. Es lag viel Schönheit und Selbstbewußtsein in diesem Antlitz mit der vorstehenden Albernese und der klugen, breiten Stirn, aber die vielen kleinen Falten um die tiefhängenden Augen und die herabgezogenen Mundwinkel ließen erkennen, daß sich mit diesen Vorzügen heftige Leidenschaften paarten, welche keineswegs immer scharf genug im Jügel gehalten wurden. Das ganz rasierte Gesicht zeigte einen etwas unreinen Teint, das glatte, dunkelblonde Haar war sorgfältig geordnet, die braunen, lebhaften, fast grell funkelnden Augen bezugten die Gewohnheit scharfer Beobachtung, doch liebten sie es, sich nur halb zu zeigen und verbergen sich gern zum Teil hinter den schlaf herabhängenden Augenlidern.

Jetzt aber richteten sie sich forschend nach der Außenwelt, woher ein leises Klopfen klang. Auf Martens' „Herz“ trat der Kellner in's Zimmer und meldete mit verlegener Miene und einem halb verdeckten Lächeln, daß eine Dame den Herrn Baron zu sprechen wünsche. Ihren Namen wollte sie nicht nennen, da es sich um eine Liebererziehung handelte.

„Jung oder alt?“ fragte Martens. „Schwer zu sagen, sie hat ihr Gesicht ganz in einen dunkelgrünen Schleier gehüllt.“

„Lassen Sie sie eintreten!“ bestimmte Martens und sah gespannt nach den blauen Portieren, zwischen denen die Fremde erscheinen mußte. Jetzt öffnete der Kellner die Tür, eine weibliche Gestalt wurde sichtbar und fast in demselben Moment sprang Herr v. Martens empor und eilte auf die Dame zu: „Meine beste Tante, das ist aber in der Tat eine Liebererziehung. Haben Sie denn meine Antunft schon erfahren?“ — mit den Worten streckte er ihr beide Hände entgegen.

„Durch das Spiel des Zufalls, mon neveu,“ entgegnete die Verschleierte, „und ich komme, um Sie anzuflehen, daß Sie hier und nicht bei uns abgestiegen sind.“

Der Kellner — neugierig, wie alle Kellner sind, zumal wenn es sich um geheimnisvolle, verschleierte Damen handelt — hatte die Tür noch in der Hand gehalten und schaute mit dummer Verwunderung von Einem zur Andern; die Lösung war offenbar nicht diejenige, welche er erwartet hatte. Ein strenger, ungeduldiger Blick, welchen Herr v. Martens ihm zuwarf, veranlaßte ihn aber jetzt, sich mit einer eiligen Verbeugung zu entfernen. Sobald er die Tür hinter sich in's Schloß gezogen, lächelte Martens die Schmie der Portiere und ließ die selbe zusammenrauschen. Indessen hatte sich die Dame von ihrem grünen Schleier befreit und als er sich jetzt wieder zu ihr umwandte, lächelte ihm ein reizendes, jugendliches Gesicht entgegen mit zwei prächtigen blauen Augen und einem lieblichen, kleinen Mund, dessen etwas vorstehende Oberlippe ein klein wenig die weißen Zähne sehen ließ.

„So sind Sie es wirklich, Miß Alma, meine Ahnung hat mich nicht getrogen, als ich Sie unter diesem grünen Schleier vermutete.“ Er führte sie mit diesen in englischer Sprache gesprochenen Worten zum Sopha und indem er sich ihr gegenüber in einen Fauteuil sinken ließ, legte er hinzu: „Das muß ich aber gestehen, Miß Alma, die Kunst zu überreden haben Sie ebenso gründlich gelernt wie die Kunst des Reiten.“

„Vor Allem nennen Sie mich nicht Miß Alma,“ bat das junge Mädchen, „Alma Robinson, Tochter des sehr ehrenwerten Baronet Sir James Robinson-Edridge of Kestright, ist verschwiegen, beschönigt, tot, wenn Sie so wollen, und es erstickt nur noch

Fräulein Wanda Sumitroff, erste Schulleiterin des weltberühmten Cirkus Fürst.“

„Aber der Grund dieser Metamorphose, ich beschwöre Sie, verbergen Sie mir denselben nicht. Schon gestern Abend, als ich Sie wieder erkannte, stand ich auf dem Sprunge, Sie in der Manege aufzufuchen, aber ich fürchtete, mein Erscheinen dort könnte Ihnen unangenehm sein.“ „Es war lieb von Ihnen, daß Sie es nicht taten,“ unterbrach ihn das junge Mädchen, „Ihr Anblick hatte mich so erschreckt, daß es mir schwer, vielleicht unmöglich gewesen wäre, vor Zeugen in der nötigen Unbefangenheit mit Ihnen zu plaudern. Aber sind Sie nicht neugieriger, den Grund meines heutigen Besuches zu erfahren, als die Ursache meiner Verwandlung in eine Kunstreiterin?“

„Es ist schwer zu sagen, was ich eher wissen möchte.“

„Werden Sie auch noch schwanken, wenn ich Ihnen den Namen des Doktor Adam nenne?“

„Wie? — Miß — Fräulein Wanda — auch Sie,“ rief Martens, unfähig seine Liebererziehung zu verbergen.

Das junge Mädchen nickte stumm, indem sie leicht mit dem Zeigefinger der rechten Hand zweimal über die linke Augenbraue strich und denselben dann einen Moment auf die Lippen legte.

„Kommen Sie in seinem Auftrage?“ fragte Martens.

„Nein.“

„Aber mit seiner Einwilligung?“

„Das junge Mädchen schüttelte den Kopf.“

„Das ist gefährlich.“

„Ich weiß es, aber es war nötig, um Sie zu warnen.“

„Dazu wird es wohl zu spät sein.“

„Lächelte Martens bitter. „Aber wie dem auch sei, jedenfalls bin ich Ihnen zu tiefstem Dank verpflichtet.“

Er schob ihre kleine Hand und wollte sie an seine Lippen führen, aber sie entzog sie ihm schnell.

„Lassen Sie das,“ sagte sie hastig, „und vertennen Sie nicht meine Absicht. Hoffentlich kommt meine Warnung noch nicht zu spät. Sind wir hier vor Lauschem sicher?“

„Ich denke, zumal wenn wir fortfahren, uns der englischen Sprache zu bedienen.“

„Dann hören Sie mir genau zu,“ fuhr Alma Robinson oder vielmehr Wanda Sumitroff mit halblauter Stimme fort. „Ich muß mit meinem eigenen Schicksal beginnen. Kurze Zeit, nachdem Sie damals vor zwei Jahren so plötzlich aus Wiesbaden verschwanden und meiner armen Schwester Ethelreda damit fast das Herz brachen —“

„Der Himmel weiß, daß mir bei jener Abreise nicht anders zu Mute war,“ warf Martens ein.

„Und dennoch haben Sie sich heute Morgen noch mit keinem Worte nach Ethelreda erkundigt,“ meinte Alma nicht ohne Vorwurf.

„Ich hatte so viel zu fragen,“ entschuldigte sich Martens.

Die Brust des jungen Mädchens hob ein leiser Seufzer und über den Punkt hinwegleitend, fuhr sie fort: „Kurze Zeit also nach Ihrer Abreise starb mein Vater und ließ uns ohne alle Erbschaft zurück.“

Martens öffnete den Mund zu einem teilnehmenden Wort, aber Alma wehrte mit einer Handbewegung ab. „Ich bin von Ihrem Mitgefühl überzeugt,“ sagte sie ruhig, „die Zeit drängt und ich habe noch viel zu erzählen. Nicht bloß ohne Mittel, auch ohne Freunde ließ uns mein Vater zurück. Sein Umgang, seine Art zu leben, hatten ihn und mit ihm uns, wie wir zu spät erfahren, unseren Verwandten, ja der ganzen englischen Kolonie entfremdet. Die hochachtbaren Mitglieder derselben hatten für unser Unglück nur ein hübles Achselzucken; Papa's älterer und einziger Bruder, der Marquis Robinson-Gesford, kondolirte uns nicht einmal persönlich, sondern ließ uns nur durch seinen Sekretär in den kühlsten Ausdrücken sein Beileid aussprechen; nach Hilfe, ja selbst nach einem guten Rat sahen wir uns vergeblich um, wir waren ganz allein, verwöhnt, unerfahren, schutzlos und fern der Heimat auf uns selbst angewiesen. Kein Wunder daher, daß wir sehr, sehr niedergeschlagen waren, besonders ich, denn Ethelreda hoffte damals immer noch auf ein Lebenszeichen von Ihnen.“

„D, hätte ich damals eins geben können, geben dürfen!“

„Als dann Tag für Tag verging, ohne daß ein Brief von Ihnen kam,“ fuhr das junge Mädchen mit bewegter Stimme fort, „wurde sie immer stiller und stiller und verschwand oft auf halbe Tage. Ich kühlte, sie rang mit einem großen Entschluß, ich drang in sie, mir zu vertrauen, aber sie wies mich ab, nicht unkreundlich, aber bestimmt und entschieden, ich erschien ihr wohl noch zu sehr als Kind —“

„Sie spannen mich auf die Forder, Alma —“

„Selbstmordgedanken waren es nicht, mit denen sie sich trug,“ entgegnete Alma kopfschüttelnd, „wenn auch der Schritt, den sie tat, zeigte, daß sie auf sein Glück mehr in diesem Leben hoffte. Sie konvertierte und ward Nonne.“

„Ah! — Herr v. Martens, dessen Augen gespannt an Alma's Lippen gehangen hatten, lehnte sich wie erleichtert in seinen Fauteuil zurück und ließ die Lider herabsinken.

„Mir teilte sie es erst mit, als es geschehen war, erzählte Alma weiter, „und ich konnte ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß ich jetzt ganz allein stehe. Sie wollte mich bereden, ihrem Beispiel zu folgen, aber dazu konnte ich mich nicht entschließen, wir trennten uns. Was aber sollte ich jetzt beginnen? Die Not pochte immer vernehmlicher an meine Tür, ich machte den Versuch, englischen Sprachunterricht zu erteilen, aber von dem blühenden Mädchen ohne Verbindungen, ohne Empfehlungen wollte Niemand etwas wissen. Vergebens dachte ich darüber nach, ob ich denn sonst nichts gelernt, mit dem ich mir etwas helfen kann, jubelte ich auf, aber gleich darauf sprach eine andere Stimme in mir: Kunstreiterin? Niemals! Jedoch Not bricht Eisen, am anderen Morgen ging ich zu Fürst und bat ihn, mich zu engagieren. — Was haben Sie gelernt, mein Fräulein?“ fragte er, nachdem er mich von oben bis unten betrachtet. — „Schule reiten, antwortete ich kurz. — Weiter nichts?“

„Nein,“ entgegnete ich und trotzigte ich hinzu: Weiter will ich auch nichts lernen, aber reiten kann ich, stellen Sie mich nur auf die Probe.“ — Nun, dazu entschloß er sich denn auch, das Glück war mir günstig, indem sich Fürst in der Tat augenblicklich eine Schulleiterin in Vertretung besand, das Resultat der Probe war mein Engagement. Ich fühlte mich überaus glücklich, aber freilich nicht auf lange, die Schattenseiten meines neuen Berufes entküllten sich mir nur zu bald. Bittere Enttäuschung, Scham, Angst und Sorge füllten meine Seele. Da zeigte sich als Retter in der Not —“

„Und Doktor Adam gewährt Ihnen seinen mächtigen Schutz ganz uneigennützig?“ fragte Herr v. Martens sarkastisch.

„Zunächst schien es so. Er riet mir nur, ein offenes Auge für meine Umgebung zu haben und ein genaues Tagebuch zu führen, in welches ich jeden, auch noch so geringfügig scheinenden Umstand eintragen möchte. Dasselbe würde später für mich von Interesse sein, ja möglicher Weise auch von reellem Nutzen, da ich es, wenn ich mir eine gewisse Gewandtheit der Feder angeeignet hätte, literarisch verwerten könnte. Ich folgte seinem Rat und so lange Adam in Frankfurt war, warf er dann und wann einen Blick hinein.“

„Und orientierte sich dadurch nicht nur über Ihr Leben, sondern auch über Anderes, was für ihn von Interesse war,“ bemerkte Martens.

„Auch als ich ihn in Berlin wieder aufsuchte,“ fuhr Alma fort, „war seine erste Frage: Was macht das Tagebuch? — Ich legte es ihm vor und als er eine Zeit lang darin geblättert, sagte er: Sie sind ein Mädchen von Talent und Charakter, meine liebe Miß, Sie werden Ihren Weg durch die Welt schon machen.“ — Ich entgegnete ihm dann: daß es mir bis jetzt gut gegangen, verdanke ich nur seinem großmütigen Beistand. Darauf sah er mich mit seinem seltsamen, durchdringenden Blicke an und meinte, es könne mir nicht entgangen sein, daß auch noch andere Hände als die seinigen für mich gewirkt hätten, er sei in der Tat nur ein einzelnes, unbedeutendes Mitglied einer Gesellschaft aus allen Ständen und Nationen, welche es sich zum Zweck gemacht hätte, Hilfsbedürftigen Beistand zu gewähren. Ohne einen bestimmten Namen zu führen, ohne äußere Verzeichen sei diese Gesellschaft weit verbreitet und sehr mächtig. Wenn ich glaube, ihr dadurch, daß sie auch mich in ihren Schutz genommen, zu Dank verpflichtet zu sein, könne ich diesem Dank keinen besseren Ausdruck geben, als wenn ich der Gesellschaft als aktives Mitglied beitreten würde.“

„D, dieser Fruch!“ rief Martens.

„Ich sprach mit Freude meine Begehrtheit dazu aus und der Doktor ließ mich ein Formular unterzeichnen, in welchem ich ausdrücklich meinen Beitritt erklärte und gelobte, mich den Gesetzen des Bundes zu unterwerfen. Vorher jedoch machte er mich mit den Verpflichtungen bekannt, welche ich dadurch auf mich nahm. Diefelben bestanden in einem kleinen monatlichen Beitrag, in wöchentlichen genauen Berichten über mich und meine Umgebung, endlich in dem Versprechen, den Weisungen unbedingt nachzukommen, welche mir durch Mitglieder der Gesellschaft überbracht werden würden. Zugleich teilte mir Adam das Zeichen mit, durch das sich die Bundesglieder untereinander erkennen, und verpflichtete mich sein Ehrenwort, daß diese Weisungen niemals etwas enthalten würden, was ich nicht mit gutem Gewissen erfüllen könnte.“

„Und das ist auch in der Tat bis jetzt der Fall gewesen?“

„Gewiß. Wenn ich einmal einen solchen Befehl empfing, waren es gleichgültige Sachen, zum Beispiel am Abend während der Vorstellung eine rote, blaue oder grüne Schleife zu tragen, oder auch wohl gar nicht aufzutreten oder ein bestimmtes Pferd vorzuführen. Auch wurde ich einige Male angewiesen, eine bestimmte Wohnung zu nehmen, genau auf die Hausgepflogenheit zu geben und über ihre Lebensgewohnheiten zu berichten. Die Berichte spielen überhaupt keine Hauptrolle, der Doktor sagte mir, dieselben seien notwendig, um nicht Unwürdigen Unterführungen zuzuwenden.“

„Und glauben Sie immer noch, Miß Alma, daß es sich nur um die Unterfütterung Notleidender bei dieser geheimnisvollen Gesellschaft handelt?“

„Bis vor Kurzem war ich selbst davon überzeugt, erst ein Vorfall der letzten Zeit hat Zweifel in mir wachgerufen. Er war nämlich vor vierzehn Tagen Berlin verlassen, ging ich zu Adam, um ihm Adieu zu sagen. Der Diener führte mich in sein Arbeitskabinet mit der Bemerkung, daß Herr Doktor augenblicklich durch einen anderen Besuch in Anspruch genommen sei, aber sogleich kommen würde. Ich sah aus dem Fenster, betrachtete die Bilder an der Wand und wie man bei solchen Gelegenheiten tut, überdachte die Einrichtung des Zimmers. Dabei bemerkte ich auf dem Schreibtisch eine Photographie liegen, das Porträt einer jungen Dame. Dasselbe erregte meine Aufmerksamkeit, ich trat näher und fand ein allerliebtes Mädchen, ja mehr als das, eine wahre Schönheit, an welcher ich mich kaum satt sehen konnte. Als ich mich endlich abwandte, streifte mein Blick einen halb vollendeten Brief, welcher neben dem Bilde lag, und wurde dort durch einen Namen wie magnetisch festgehalten. Dieser Name hieß Erich v. Martens.“

Der Besitzer des Namens verbeugte sich lächelnd.

„Halb unbewußt,“ fuhr Alma fort, „als ich mit dem Namen selbst auch die nachstehenden Worte und diese veranlaßten mich, so indistret zu sein, den ganzen Absatz, welchem sie angehörten, durchzulesen. Ich habe denselben genau meinem Gedächtnis eingepreßt, so daß ich ihn wörtlich mitteilen kann. Er lautete: „Meine Vermutung hinsichtlich der polnischen Herkunft hat sich in jeder Beziehung bestätigt. Es ist mir sogar gelungen, ein Bild der berechtigten Person zu erlangen, ihren Aufenthalt halbjährig habe ich schon früher in Erfahrung gebracht. Sie hat keine Ahnung von ihrem Recht und soll auch nicht früher darüber aufgeklärt werden, als bis sie Einem der Unseren ihre Hand gereicht hat. Diefelbe zu erobern ist allerdings eine ebenso schwierige als gefährliche Mission, jedoch glaube ich den Richtigen dazu gefunden zu haben: Erich v. Martens. Sollte er drauf geh'n, so schadet es nichts, er ist überreif.“

„Jetzt greif ich mit doppeltem Interesse noch einmal nach dem Bilde, welches offenbar die polnische Erbin darstellt. Unwillkürlich trat ich damit einige Schritte vom Schreibtisch nach dem Fenster zu, um das Gesicht noch genauer betrachten zu können. Da wurde plötzlich des Doktors Schritt im Nebenzimmer laut, mich erfasste die Angst, er möchte mich mit dem Bild in der Hand überraschen, schon hörte ich, wie er die Türflinte fahle — die Photographie auf ihren alten Platz zu legen war es zu spät — ich konnte sie nur noch in der Tasche meines Kleides verbergen.“

„Bemerkte Doktor Adam nicht, daß das Bild verschwinden war?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Totalisator im Gymnasium.

Die Gymnasialen von Tula haben sich, wie eine Korrespondenz zu berichten weiß, einen eigenartigen Totalisator geschaffen, bei dem als Rennpferde der Direktor und die Lehrer des Gymnasiums fungierten, die freilich selber keine Ahnung von dieser ehrenvollen nebenamtlichen Beschäftigung hatten. Die Sache kam dadurch heraus, daß ein Schüler seiner Mutter klagte, er habe seine fünf Kopfen für das Frühstüchlein auf „Krepich“ gesetzt und verloren. Die Mutter fragte, wieso er denn auf das Rennpferd „Krepich“ gesetzt habe. Der Junge lächelte sie aber auf, daß „Krepich“ gar kein Rennpferd, sondern der Lehrer der russischen Sprache sei. Die Jungen haben alle Lehrer mit Pferdenamen bezeichnet, um sie für einen im Gymnasium errichteten Totalisator benutzen zu können. Auf diese Weise haben sich in der ganzen Schule sehr lebhaft Wetten entoidet, an denen alle Gymnasialen von der niedrigsten bis zur höchsten Klasse gleichmäßig teilnehmen. Die Mutter erzählte diese Geschichte weiter, und so erfuhrten die Herren Pädagogen davon. Eine Untersuchung stellte fest, daß sie in der Tat von den Schülern als Wettobjekt benutzt wurden. Die Anaben bezeichneten den russischen Lehrer, wie schon erwähnt, als „Krepich“, den französischen Lehrer als „Proffit“ (bekanntes Rennpferd), den Direktor als „Zenturion“ usw. Gesezt wurde meist auf das Herauskommen der Lehrer aus dem Lehrzimmer. Drinnen war der Start, und wer zuerst heraustrat, hatte das Rennen gemacht. Die Lehrer zerbrachen sich vergeblich den Kopf, wie die Sache zu verhindern wäre. Sie tamen zu zweien aus dem Lehrzimmer; aber die Jungen teilten dann die Gewinne. Sie tamen zu dreien oder vierten heraus; aber dann hieß es, „Proffit“ habe um eine Kopflänge, resp. feldesegigt — kurz, die „Pferdepädagogen“ mußten es sich gefallen lassen, auch weiterhin als Wettobjekte zu gelten. Demnach soll eine allgemeine Konferenz abgehalten werden, in der Maßregeln gegen den Totalisator in der Schule und dieses unfreiwillige passive Pferdchen der Lehrer ergriffen werden sollen — aber wie?

Der Gesehter und der Bächerwurm.

In einer Zeit, die den Wert literarischer Bildung zu unterschätzen geneigt ist, gibt es noch immer viele Leute, die an der Meinung festhalten, Menschen, die unter Büchern leben, seien dürr, trodrene, schemenhafte Naturen, unfähig, die wirkliche Welt, unfähig, die bewegte Existenz jenseits der Bücherfale zu empfinden und zu genießen. Diese Meinung ist, wie W. Fred in einem unterhaltenen Auffatz des Dezemberheftes von Velhagen & Klafing's Monatsheften schreibt, veraltet und leer. Das Bild des zerstreuten, lüthigen, weltfremden Bächerwurms ist längst eine Karikatur geworden. Der Mann der heutigen gelehrtsten Tätigkeit ist äußerlich kaum zu unterscheiden vom Ingenieur oder Künstler. Schauen wir uns die Männer und Frauen an, die in den Manuskripten der modernen Wissenschaft

und Literatur, den öffentlichen Bächerreien, arbeiten. Ob sie nun jung oder alt, Gallier, Kelten oder Germanen sind, die meisten Herren können ihrer Kleidung, ihren schlanken, sicheren Bewegungen, ihren scharfen Augen nach ebenso Sportsleute (und viele sind es ja) sein als Bächermenschen, und die Mädchen und Frauen, in Paris mehr, in Berlin weniger, tragen den engen Rod, die schormante „Blouse“ auf dem Pieschenhut und den wallenden Schleier mit ebensoviel Gefühl für die Wichtigkeit der Toilettennancen wie die Damen beim Fünf-Uhr-See. Schließlich — das Spiel der Geschlechter geht eben hier vor sich, und Fäden spinnen Bächer so gut, wenn nicht besser, wie Tennisbälle.

So wie sich das Äußere der Bächermenschen verwandelt hat, so ist auch in die Methodik der literarischen Tätigkeit die neuzeltliche Technik eingebunden. Nicht nur Füllfeder und Schreibmaschine kennzeichnen den modernen wissenschaftlichen Betrieb; die Systematik, die ganze Art der Arbeit ist heute so neuartig und so vielfältig organisiert, wie in jedem anderen Beruf; nicht um ein Haar ist die Technik der Bücher unmodern als die des Chemikers oder Großkaufmanns. Das sind komplizierte und nuancierte Kataloge, bibliographische Vereine, Hilfsarbeiter, lebende und tote Zeugen des liebreichen Prinzips der Arbeitsteilung — im großen wie im kleinen zeigt sich, daß die Welt der Bücher gewiß keine Dämmerwelt ist, ihre Atmosphäre ist durchaus modern, bewegt, erfüllt von Heroentat, geistiger Spannung. Der Verkehr mit Büchern macht wäherlich, anspruchsvoll, empfindlich. Man gewöhnt sich, die Essenz der Dinge mühelos zu empfangen. Es ist, als ob man mit den Menschen nur in ihren allerbesten Stunden zu tun hätte — kein Wunder also, wenn jene, die diesen Zauber des Lebens einmal tief gespürt haben, fast stets für lange Zeiten, wenn nicht in alle Ewigkeit, dieser Form des Daseins anheimfallen. Zeit und Ort, die Reibungen und Hemmungen des Alltags sind ihnen nichts. Die Wege zu den Büchern finden sie triebartig, und umgeben von endlosen Ketten alter und neuer Druckwerte leben sie morgens im 18. Jahrhundert Frankreichs, abends in primitiven Zeiten mit feindlichen Wäldern, und von allen den Dokumenten der Gehirntätigkeit geht auf die Leser ein Flußium aus, umspinnt alle ein Schimmer: das Glück des Erkennens und Wissens.

Eine deutsche Rheinmündung.

Der Plan einer Verbindung des Rheins mit der Nordsee auf deutschem Gebiet durch einen großen Schifffahrkanal hat, wie man uns schreibt, jetzt greifbare Gestalt angenommen. Es hat sich ein Komitee aus beteiligten Störferkassen und einzelnen Persönlichkeiten gebildet, dem unter anderem: Stadt Emden, die Handelskammern zu Köln, Hamburg und Altona sowie Fürst Salm angehört. Dieses Komitee hat die Mittel zur Aufstellung eines völlig durchgearbeiteten Projekts zur Verfügung gestellt. Die Pläne sind inzwischen von zwei namhaften Architekten fertiggestellt und werden nach der Durchlegung demnach den Regierungen, dem Reichstag und den bundesstaatlichen Parlamenten, sowie allen an der Frage interessierten Körperkassen zugehen. Bisher hat die preussische Regierung zu der ganzen Frage noch keine Stellung genommen.

Der Kanal soll nach dem Entwurf bei Wesel vom Rhein abzweigen, in der Richtung der holländischen Grenze laufen und westlich von Leer in die Ems einmünden. Die Kosten sind unter Zugrundelegung ziemlich hoher Wauererwerbspreise auf 255 Millionen Ml. veranschlagt. Diese Summe erscheint an sich zwar ziemlich hoch, sie bleibt jedoch noch immer hinter den Kosten des Rhein-Hannover-Kanals zurück, der mehr als 250 Millionen Mark erfordert wird.

Abgesehen von den außerordentlichen Vorteilen, die ein solcher Kanal der deutschen Schifffahrt und der Stadt Emden bieten würde, fällt für die Beurteilung des ganzen Plans seine Bedeutung für die Landeskultur ins Gewicht. Denn der Kanal durchschneidet in seiner ganzen Länge das Bourntager Moor, dessen Kultivierung durch den Kanalbau ermöglicht würde. Die sich hieraus ergebende Besiedlungsmöglichkeit großer, jetzt völlig wertloser Gebiete wird für die Stellungnahme der preussischen Regierung dem Projekt gegenüber nicht ohne Einfluß sein, nachdem der Entschluß der Regierung zu einer planmäßigen Kultivierung der Moore und Dehländeren durch die vorjährige preussische Thronrede kundgegeben ist.

(Münch. N. Nachr.)

Wer etwas zurücklegt, kommt auch vorwärts.

In der Jugend meinen wir, das Gerichtigste, das die Menschen uns gewähren können, sei Gerechtigkeit. In Alter erfahren wir, daß es das Beste ist.